Die Schweizer haben einen langen Atem

Das Alphorn hat das Leben von Lilo Bucheli-Gehriger geprägt

Ein tiefer, kraftvoller Klang, gefolgt von einer sanften Melodie schwebt in Uster nahe Zürich über den Wagerenhof, eine Einrichtung für Menschen mit Beeinträchtigungen. Der Himmel strahlt makellos blau, Sonnenstrahlen tauchen den Festplatz in ein klares Licht. Ein Mädchen im Kinderwagen lauscht gebannt. Im Zentrum des Geschehens stehen zwei Alphornbläserinnen in der schwarz-blauen Zürcher Oberländer Festtagstracht. Das imposante E-Alphorn von Lilo Bucheli-Gehriger ruht auf dem Boden und zieht alle Blicke auf sich. Der Schallbecher ist kunstvoll mit dem Gehriger-Familienwappen bemalt. Die 63-Jährige und ihre sieben Jahre ältere Freundin Elisabeth spielen konzentriert. Alphornblasen braucht viel Übung und technisches Können. Als der letzte Ton verklingt, applaudieren die 30 Zuschauer. Ein Lächeln huscht über Lilos Gesicht. Sie nickt dem Publikum dankend zu, richtet ihren Trachtenhut und bereitet sich auf das nächste Stück vor.

„Das Alphornblasen erfüllt mich mit einer tiefen inneren Freude“, sagt sie daheim in ihrem Proberaum. „Der warme Klang verbindet Menschen und berührt Seelen.“ Für sie ist das Alphorn weit mehr als nur ein Instrument – es ist ein Erbe, eine Tradition, die sie mit Hingabe pflegt. „Seit meiner Geburt begleitet mich dieser wohltuende Klang. Hans Gehriger, mein Vater, der 2006 verstarb, war nicht nur leidenschaftlicher Alphornbläser, sondern auch Komponist und Gründer der Alphorngruppe Uster, die bekannt ist für die E-Alphörner. Diese haben einen tieferen und wärmeren Klang als die traditionellen Fis-Hörner.“ Lebhaft erzählt sie: „Mit 16 Jahren fing ich an. Mein Vater meinte damals: ‚Wenn du genug übst, darfst du am 1. August mit mir und Elisabeth im Schweizerklub in Kanada auftreten.‘ Das war eine Chance, die ich mir nicht entgehen lassen konnte.“ Die Schwester von Elisabeth sei Mitglied im Schweizerklub Toronto gewesen, weshalb sie überhaupt die Gelegenheit bekamen, in Kanada aufzutreten. „Sie gehörte zu den ersten Frauen, die in der Alphorngruppe Uster mitspielten“, sagt Lilo stolz. „Bis etwa 1977 war es ungewöhnlich, dass Frauen Alphorn bliesen. Ich bekam oft blöde Sprüche zu hören, wie: ‚Jetzt müssen die Weiber auch noch Alphorn blasen.‘“ Das habe sie aber nie aus der Ruhe gebracht. Dennoch sei ihr Weg zum Alphorn nicht ganz geradlinig gewesen. „Ich hätte gern früher angefangen, aber ich war oft im Ausland, unter anderem für Sprachaufenthalte. Zudem war mein Vater ständig als Bläser und Alphornlehrer beschäftigt, und allein wollte ich nicht üben, weil ich bis heute keine Noten lesen kann“, gibt sie zu. „Heute helfen mir Noten dabei, mich zu orientieren, vor allem, ob es nach oben oder unten geht. Als junges Mädchen war ich ein bisschen faul.“

Ihre beiden Brüder und die Mutter haben diese Tradition nicht übernommen. „Jeden Montag proben Elisabeth, Ruedi, Marianne und ich zusammen.“ Kennengelernt haben sie sich in der Alphorngruppe Uster. „Manchmal üben wir ohne Noten, und es kann passieren, dass wir mitten in einem Stück landen, das wir gar nicht spielen wollten.“ Oft spielen sie Werke ihres Vaters sowie weitere traditionelle Stücke. Die Auftritte gestalten sie in wechselnden Besetzungen, je nachdem wer gerade Zeit hat. Erst kürzlich sei sie in Langnau im Emmental aufgetreten. Zu viert habe man mit den Alphörnern das Stück „Zäme stah macht Freud“ gespielt – ein Titel, der für sie sinnbildlich für die Freude am gemeinsamen Musizieren steht. Sie deutet auf den Raum. „Hier üben wir, wenn es draußen sehr kalt ist.“ Ein Teppich liegt in der Mitte. Darauf verstreut sind Notenblätter, Hefte und ihr Alphorn, das sie seit mehr als 45 Jahren besitzt. Daneben liegt ein kleiner Teppich mit einem Foto ihres Hundes Malik. „Wir nennen ihn fünf Kilogramm Liebe, denn er ist genau so schwer.“ Sie öffnet ihr graues Jäckchen. Ein bedrucktes T-Shirt, auf dem ein Bild von Malik prangt, kommt zum Vorschein. „Das soll Glück bringen. Er ist gerade im Spital, weil er einen Bandscheibenvorfall hatte.“ Eine Wand ist mit unzähligen kleinen Modellautos dekoriert. „Die sammelt mein Mann Reto“, erklärt Lilo. Sie lebt mit ihm in Aathal-Seegräben, wo sie eine Massage- und Gesundheitspraxis betreibt. „Kräuter haben mich schon immer fasziniert. Meine Mutter hatte immer ein kleines Säckchen dabei, um Kräuter zu sammeln.“ Rund ums Haus wachsen zahlreiche Heilpflanzen, aus denen sie Salben und Öle herstellt.

„Hast du vom Weltrekord in Nidwalden gehört?“, fragt sie nach einer kurzen Pause. „1006 Alphornbläserinnen und -bläser spielten zusammen am 31. August 2024 auf der Klewenalp und schafften damit den Eintrag ins Guinnessbuch der Rekorde. Da war ich auch dabei.“ Normalerweise nehme sie an Großanlässen nicht teil. „Ich bin durch meinen Vater eine traditionelle Alphornbläserin“, betont sie. „Vor ein paar Jahren fing es an, dass immer mehr Menschen das Alphorn für sich entdeckten. Viele meinen, sie könnten nach einigen Stunden schon spielen. Sie pusten einfach hinein, bringen ein paar Töne heraus und sind begeistert.“ Genau aus diesem Grund vermeide sie solche Events. Der Weltrekord sei eine Ausnahme gewesen. „Es hieß, wir spielen ohne Noten, und das unterstütze ich sehr. So gehört es sich für einen Auftritt, finde ich. Deshalb habe ich mitgemacht.“ Sie habe gesehen, dass einige Teilnehmer dennoch Noten mitbrachten. „Für viele geht es um das Dabeisein. Für mich zählt die Qualität und die Tradition, nicht der reine Auftritt.“

Das Alphornspiel sei für sie eine Kunst, die viel Hingabe verlange. „Es muss sauber klingen, sonst berührt es die Menschen nicht wirklich.“ Für sie gehöre auch eine maßgeschneiderte Tracht dazu. „Wenn man sich eine leiht, passt oft der Abstand zwischen Rock und Boden nicht richtig.“ Solch eine Tracht koste jedoch schnell mehrere Tausend Franken.

Lilo erklärt: „Das Alphorn erzeugt Naturtöne. Je nachdem wie man die Lippen formt, entsteht ein anderer Ton. Dafür braucht man viel Technik und eine stabile Stütze im Bauch.“ Ein Alphorn koste mehrere Tausend Franken. „Heutzutage kann man es sogar online kaufen.“ Als sie ins Horn bläst, erfüllt ein warmer, voller Klang den Raum. „Tiefe Töne erfordern weniger Kraft als hohe. Ältere Alphornspielerinnen und -spieler wechseln deshalb oft in eine tiefere Stimmlage. Es gibt aber auch viele, die nicht merken, dass ihnen die Kraft fehlt. Und das klingt dann nicht mehr schön.“ Sie schmunzelt. „Ich hoffe, ich werde den Moment erkennen, wenn es bei mir so weit ist.“

Marì Rüegg
Kantonsschule Zürcher Oberland, Wetzikon

Illustration Natascha Vlahovic

Dem ist nichts hinzuzufügen

Alfred Moser führt das Brauchtum des Schnitzens im Appenzeller Land fort. Das duftende Arvenholz lässt sich nicht maschinell bearbeiten.

Scho als Chind han ich mer all es hauigs Sackmesser gwünscht, so dass i schnitze cha“, erzählt Alfred Moser mit einem Lächeln. In jungen Jahren hat er den Grundstein für sein Hobby, die traditionelle Handschnitzerei, gelegt und es während seiner Berufsausübung als Wildhüter verfeinert: Der pensionierte Appenzeller trägt eine schwarze Brille, weißes Haar und eine blaue Schnitzschürze. Die Schnitzerei hat er sich selbst beigebracht. Er führt das Kunsthandwerk der Appenzeller und Toggenburger Senntumsschnitzerei fort, die sich im vergangenen Jahrhundert entwickelt hat. Moser ist einer von zwei professionellen Handschnitzern in Appenzell.

Das Haus mit seiner Werkstatt im Dorf Appenzell empfängt einen mit dem Duft von Arvenholz. Der 74-Jährige holt das zwischen 1500 Metern und der Waldgrenze wachsende Material eigenhändig im Engadin, Kanton Graubünden. „Es ist ein wunderbar schnitziges Holz, das aber nach rasierklingenscharfen Messern verlangt.“ Das alte Arvenholz und die daraus geschnitzten zierlichen Figuren sind Garantie für Handwerkskunst, denn das Material lässt sich nicht maschinell bearbeiten.

Das Handschnitzen begann Moser mit einem „hauigen“ Messer. Er probierte, probierte und probierte nochmals. Damals konnte man sich keine Hilfe im Internet holen. Er kaufte sich scharfe Messer und eine gute Einrichtung, um die Messer zu schleifen. „Ohne scharfe Messer geht nichts. Das ist das A und O beim Handschnitzen. Es ist eine Übungssache, bei der man Willen und Geduld zeigen muss und nie mit sich selbst zufrieden sein darf.“ Außerdem braucht es gutes, schönes und trockenes Holz. Das Holzbrett ist je nach Figur zwischen drei und zehn Zentimeter dick. Es muss bis zu fünf Jahre trocknen, um Mosers Anforderungen zu genügen.

Seit seinem Ruhestand widmet er sich täglich mehrere Stunden dem Schnitzen. Es entstehen Alpaufzüge oder Ausschnitte, die das Appenzellerland und sein Brauchtum versinnbildlichen. Begonnen hat er mit Krippenfiguren. Auf Kundenanfrage entstanden später Kühe, Schafe und Ziegen, die durch ihre lebensnahen Züge beeindrucken. Die Kerben an der richtigen Stelle zu setzen, erfordert viel Erfahrung, Genauigkeit und Verständnis für die Tiere. Damit seine Werke richtig präsentiert werden, erstellt Moser auch gleich selbst die passenden Rahmen und Vitrinen. Wichtig ist ihm, das Holz natürlich zu belassen und nicht mit Farbe zu übermalen. Denn nur so wird sein Können sichtbar und durch die Einkerbungen an der „richtigen Stelle“ das Tier zum Leben erweckt.

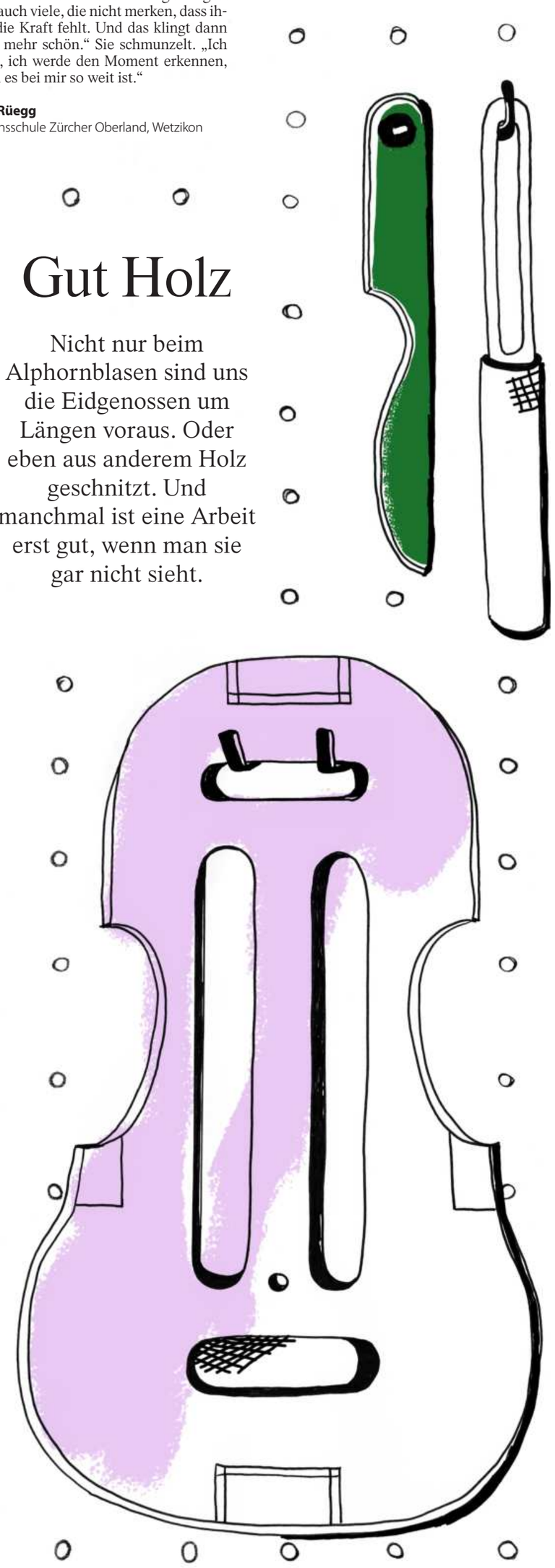
Bekannt wurde er mit einem kleinen Stand auf der dorfeigenen Viehschau. Er stellte seine Werke aus und schnitzte live vor Ort. Eine Fachjury in Appenzell Innerrhoden bewertete die Schnitzereien, die zu seinem eigenen Erstaunen sehr gut abschnitten. Nun empfängt er regelmäßig Kunden zur Auftragsbesprechung in seiner Werkstatt. Hauptsächlich schnitzt er Ausschnitte von malerischen Alpfahrten. Das aufwendigste Sujet ist der „Lediwagen mit dem Milchgeschirr“. Das ist ein historisches Transportmittel, das von Pferden gezogen wird und oft für den Transport von Gütern wie Milch genutzt wurde. Für die Erstellung benötigt er rund zwei Wochen. An einer Kuh schnitzt er sechs bis sieben Stunden, bis er zufrieden ist. Sein Motto: „I nemm mer Ziit. D’ Hoptsach ischt, wenns am Schluss Freud macht.“ Freude überkommt einen bereits in Mosers Treppenhaus, durch das man in seine lichtdurchflutete und sauber aufgeräumte Werkstatt gelangt. Überall duftet es nach Arvenholz, und an den Wänden befinden sich seine Figuren. Die manuelle Verarbeitung eines natürlichen Rohstoffs gefällt ihm. Arvenholz hat auch eine beruhigende Wirkung. Seine ätherischen Öle sollen eine reduzierte Herzfrequenz bewirken. „Die größte Herausforderung beim Handschnitzen besteht darin, dass man nichts mehr hinzufügen kann. Man kann nur noch wegnehmen“, meint er.

Die Hauptkundschaft kommt aus der Nordostschweiz. Er verkauft aber in die ganze Schweiz und ins Ausland. Ein Stammkunde, der jedes Jahr neue Figuren möchte, kommt aus Deutschland. Sein entferntester Auftrag ging nach England. Die gebürtige Schweizerin holte den bestellten Alpaufzug persönlich ab. „Es ist schön, wenn ein Auftrag erfüllt ist. Aber manchmal schmerzt es auch, wenn der Kunde kommt, um seine Bestellung abzuholen.“ So habe er auch schon den Abholtermin hinausgezögert. Die Freude am Handschnitzen hat er an seine Enkel weitergegeben. Verschmitzt meint Moser: „Es fehlt no chli a Chraft und Usdur, aber da werd denn scho no cho im Alter.“

Anic Metzger, Kantonsschule Trogen

Gut Holz

Nicht nur beim Alphornblasen sind uns die Eidgenossen um Längen voraus. Oder eben aus anderem Holz geschnitzt. Und manchmal ist eine Arbeit erst gut, wenn man sie gar nicht sieht.



Da geht man schon mal an die Decke

In einem Berliner Atelier für Geigenbau und Restaurierung wird Kostbares instand gesetzt

Eine blaue Metalltür und Stufen aus Beton in einem Hinterhof in Berlin-Charlottenburg. Ein Stockwerk weiter oben, hinter einer großen, alten Tür, tut sich eine fremde Welt auf: Dutzende Geigen, Bratschen und Celli hängen und stehen in einem hellen Raum. Ein schwerer Holzschreibtisch bildet die Theke, am Fenster stehen Werkbänke mit Pinseln, Stiften und Werkzeugen. Das Atelier für Geigenbau und Restaurierung, das vor 27 Jahren von Yves Gateau und Daniel Kogge gegründet wurde, ist eine versteckte Schatzkammer der Musik.

In einem Seitenzimmer voller Notenhefte, -ständer und Bögen sitzt Kogge in seiner grünen Schürze. „Eine tolle Kombination zwischen Handwerk und Kunst“, sagt der 59-jährige Berliner. Er und sein Kollege Gateau legen den Schwerpunkt auf die Restaurierung, Reparatur und Klangeinstellung von Instrumenten. „Restaurierung, das sind Projekte, die locker mal ein, zwei Jahre dauern können“, sagt der Geigenbauhandwerksmeister. Die Instrumente sind teilweise jahrzehnte- oder sogar jahrhundertealt. Vor einer Instandsetzung wird ein Kostenvoranschlag erstellt, denn wenn die Reparatur teurer ist als das Instrument, ist das „ein wirtschaftlicher Totalschaden“. Doch wenn etwa ein Stradivari-Werk zur Reparatur erscheint, „ein wahres Kunstobjekt, eine Rarität“, dann wird alles getan, um dieses Unikat wieder in den bestmöglichen Zustand zu versetzen. Von welchen international bekannten Solisten der Berliner schon Instrumente in den Händen hielt und welche Sammlungen und Stiftungen sie betreuen, könne er aus Datenschutzgründen nicht sagen. „Je wertvoller ein Instrument ist, desto komplizierter ist die Reparatur, um den Wert dieser Kunstwerke zu erhalten.“

Die Instrumente sollen, so weit es geht, im Originalzustand belassen werden und ihre Reparateure um eine ganze Weile überleben. Kogge sagt, dass die Reparaturen nicht zu bemerken sein sollen. „Wenn du es siehst, dann ist irgendwas schiefgelaufen.“ Dabei ist die moderne Technik eine große Hilfe, auch wenn der Geigenbau ein „ultrakonservativer Berufsstand ist. Wenn man so will, hecheln wir einem Ideal hinterher, das schon 250 Jahre tot ist.“ Ein Beispiel für die Nutzung neuartiger Technologien sei die CNC-Fräse zur präzisen Bearbeitung von Materialien. Sie werde durch einen Computer gesteuert, der ihre Bewegungen exakt kontrolliert. So eine Fräse erlaube eine sehr materialschonende Arbeit und könne mithilfe von Scans, die vom Originalinstrument erstellt werden, Teile davon millimetergenau nachbauen. So werden unter anderem Einsätze für die fragilen Decken beschädigter Instrumente erstellt. Diese werden mithilfe der Fräse gefertigt und später in das Werkstück eingesetzt. Die Instrumente selbst kämen jedoch nie mit einer Fräse in Berührung. „Es muss jeder Schritt reversibel, also rückgängig zu machen sein. Alles, was ich mache, sodass zukünftige Generationen es auch mal anders machen können, wenn die Erkenntnis, die Technik oder was auch immer weiter ist.“ Und selbst wenn kleine Missgeschicke passieren, wie eine falsche Färbung der Retusche, die nachträglich über die bearbeiteten Stellen gelegt wird, „stellen sich diese schnell heraus und man kann dementsprechend schnell reagieren“.

Die moderne Foto- und Speichertechnik erleichtere ihre Arbeit. Bilder von Instrumenten werden in riesigen Datenbanken gespeichert, die für Geigenbauateliers weltweit zugänglich sind. Sie können zum Abgleichen genutzt werden, falls eine Wertbescheinigung für ein Instrument in Auftrag gegeben wird. Diese Fototechnologien unterstützen die Geigenbauer auch in der Alters- und Herkunftsbestimmung. Vor allem die Jahresringe auf der Decke geben Auskunft. An der Decke lasse sich nicht nur das Alter des geschlagenen Baums bestimmen, sondern auch der Ort, an dem er gewachsen ist. Sie werde meistens aus Fichtenholz hergestellt. Es habe sich über die Jahrhunderte herausgestellt, „dass das unseren persönlichen Klangvorstellungen am besten entspricht. Ob es das Beste ist, wissen wir nicht, aber es gefällt uns Menschen schlichtweg am besten.“ Wichtig sei, dass die Bäume aus höheren Berglagen wie etwa aus den Alpen kommen. Dort wachsen sie langsamer und vor allem gleichmäßiger, da das Holz im Sommer keine Wachstumsschübe macht. Dies ist auch für die Optik wichtig, da das Holz dann eine gleichmäßigere Maserung hat, was einfach „schöner aussieht“. Der Rest der Geige wird in der Regel aus Ahornholz gebaut. Bei Bratschen oder Celli wird auch oft Weide oder Pappel verbaut. Diese Hölzer haben eine gut sichtbare Maserung.

Für Kogge sind „die Instrumente eine spannende Kombination aus Antiquität und Alltagsgegenstand“. Die künstlerische Vielfalt sei für ihn eine wichtige Komponente seiner Arbeit. Man könne nicht einfach nach einem vorgefertigten Schema arbeiten, sondern müsse immer selbst ein Auge darauf haben, ob die Formen verschiedener Teile des Instrumentes, wie beispielsweise die F-Löcher, in der Kombination mit dem Rest des Instrumentes zusammenpassen und harmonisch aussehen. Natürlich gibt es für alles Unmengen an Vorlagen und Messwerten, aber insgesamt „ist es ein bisschen wie beim Musizieren. Du hast das Notenblatt vor dir, und natürlich kannst du nach Note spielen, Punkt. Perfekt. Aber das Extra ist eben die Musikalität, die sich nicht aus den Noten selber widerspiegelt, sondern das machst du aus dem Material, was du da vorliegen hast.“

Natascha Johnson, Marie-Curie-Gymnasium, Hohen Neuendorf

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG IN DER SCHULE
Verantwortliche Redakteurin: Dr. Ursula Kals
Pädagogische Betreuung: IZOP-Institut zur Objektivierung von Lern- und Prüfungsverfahren, Aachen
Ansprechpartner: Dr. Titus Maria Horstschäfer

An dem Projekt „Jugend schreibt“ nehmen teil:

Aachen, Inda-Gymnasium · Andernach, Kurfürst-Salentin-Gymnasium · Aschaffenburg, Karl-Theodor-v.-Dalberg-Gymnasium · Backnang. Max-Born-Gymnasium · Berlin, Anna-Freud-Schule, Eckener-Gymnasium, Goethe-Gymnasium Lichterfelde, Schadow-Gymnasium, Wilma-Rudolph-Oberschule · Bochum, Willy-Brandt-Gesamtschule · Brannenburg, Institut Schloss Brannenburg · Braunschweig, Wilhelm-Gymnasium · Bremen, Gymnasium Horn · Brixen (Italien), Bischöfliches Institut Vinzentinum · Bückeburg, Gymnasium Adolfinum · Bühl, Windeck-Gymnasium · Cottbus, Pücklergymnasium · Dietzenbach, Montessori-Schule · Eppelheim, Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium · Frankfurt am Main, Liebigschule, Toni-Sender-Oberstufe · Freigericht, Kopernikusschule · Friedrichroda, Perthes-Gymnasium · Fulda, Marienschule, Pre-College Hochschule Fulda · Fürth, Helene-Lange-Gymnasium · Germersheim, Johann-Wolfgang-Goethe-Gymnasium · Göttingen, Felix-Klein-Gymnasium · Grevenbroich, Pascal-Gymnasium · Hamburg, Fritz-Schumacher-Schule · Hannover, Gymnasium Schillerschule · Heidelberg, Hölderlin-Gymnasium · Herxheim, Pamina-Schulzentrum · Hofheim, Main-Taunus-Schule · Hohen Neuendorf, Marie-Curie-Gymnasium · Jerusalem (Israel), Schmidt-Schule · Kaltenkirchen, Gymnasium · Kenzingen, Gymnasium · Kiel, Max-Planck-Schule · Kiew (Ukraine), Städtisches Lyze-um Mariupol · Kleve, Joseph-Beuys-Gesamtschule · Koblenz, Max-von-Laue-Gymnasium · Köln, Abendgymnasium, Elisabeth-von-Thüringen-Gymnasium, Trude-Herr-Gesamtschule · Konz, Gymnasium · Kreuzlingen (Schweiz), Kantonsschule · Kronshagen, Gymnasium · Landau, Eduard-Spranger-Gymnasium, Max-Slevogt-Gymnasium · Leipzig, DPFA-Schulen gGmbH · Lörrach, Hebel-Gymnasium · Ludwigshafen, Geschwister-Scholl-Gymnasium · Lunzenau, Evangelische Oberschule · Mainz, Bischöfliches Willigis-Gymnasium · Moers, Gymnasium in den Filder Benden · München, Asam-Gymnasium · Münnerstadt, Johann-Philipp-von-Schönborn-Gymnasium · Nürnberg, Johannes-Scharrer-Gymnasium · Ogulin (Kroatien), Gimnazija Bernardina Frankopana · Öhringen, Richard-von-Weizsäcker-Schule · Porto (Portugal), Deutsche Schule zu Porto · Prüm, Regino-Gymnasium · Schanghai (China), Deutsche Schule Shanghai Yangpu · Schorndorf, Johann-Philipp-Palm-Schule · Schwäbisch Gmünd, Parler-Gymnasium · Schwanewede, Waldschule · Sofia (Bulgarien), Galabov-Gymnasium · Speyer, Hans-Purrmann-Gymnasium · Stuttgart, Albertus-Magnus-Gymnasium, Evang. Heidehof-Gymnasium · Timişoara (Rumänien), Nikolaus-Lenau-Lyzeum · Torgelow am See, Privates Internatsgymnasium · Trier, BBS EHS Trier · Uetikon am See (Schweiz), Kantonsschule · Varel, Lothar-Meyer-Gymnasium · Videm pri Ptuju (Slowenien), Discimus Lab · Waldenburg, Europäisches Gymnasium · Weinheim, Johann-Philipp-Reis-Schule · Wetzikon (Schweiz), Kantonsschule Zürcher Oberland · Wetzlar, Theodor-Heuss-Schule · Wiesbaden, Friedrich-List-Schule · Wolfhagen, Walter-Lübcke-Schule · Würzburg, St.-Ursula-Gymnasium · Zürich (Schweiz), Kantonsschule Zürich Nord, Realgymnasium Rämibühl